

Schweizer Wirtschaft: Das Wachstum in Relation zur Zuwanderung ist wenig erfreulich

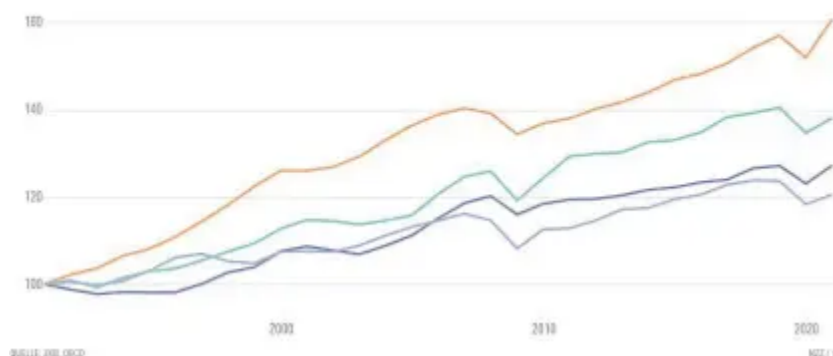
Betrachtet man die Zunahme der Wirtschaftskraft pro Kopf, vermag die heimische Leistung nicht zu überzeugen

Neue Zürcher Zeitung · 10 déc. 2022 · THOMAS FUSTER

Die Welt schaut neidvoll auf die Schweiz. Denn hierzulande, so die Aussensicht, scheinen viele Dinge – und besonders die Wirtschaft – besser zu laufen. So hat das Land die Finanzkrise von 2008 ebenso gut gemeistert wie den Franken-Schock von 2015 oder die Covid-Pandemie. Doch die Schweiz ist nicht nur erstaunlich resilient gegenüber Krisen, sie verfügt auch über eine relativ liberale Gesetzgebung, eine niedrige Staatsverschuldung und eine stabilitätsorientierte Geldpolitik, die dafür sorgt, dass die Inflation hierzulande weit niedriger liegt als etwa im Euro-Raum oder in den USA.

Das Schweizer Bruttoinlandprodukt pro Kopf wächst weit schwächer als das deutsche
Wachstum des BIP pro Kopf, indiziert (1991=100)

■ Schweiz ■ Deutschland ■ USA ■ Japan



Extensiv statt intensiv

Gute Noten könnte man der Schweiz auf den ersten Blick auch für ihr Wirtschaftswachstum ausstellen. So hat das Land sein reales Bruttoinlandprodukt (BIP) in den letzten 30 Jahren um über 60 Prozent gesteigert. Damit ist man zwar nicht gar so wachstumsstark wie die USA, deren Wirtschaft im gleichen Zeitraum um rund 100 Prozent zulegen konnte. Doch die Schweiz wuchs zumindest deutlich stärker als etwa Deutschland (40 Prozent) – und erst recht als Japan (21 Prozent), das seit dem Platzen der Immobilienblase im Jahr 1990 und den seither beklagten «verlorenen Dekaden» als wirtschaftlicher Problemfall gilt.

Unberücksichtigt bleibt bei solchen Vergleichen aber, dass sich die Schweiz bei einem Punkt massgeblich von fast allen Industriestaaten unterscheidet, und zwar beim hohen Bevölkerungswachstum. So ist die Bevölkerungszahl der Schweiz in den letzten drei Jahrzehnten um rund 2 Millionen oder umgerechnet 27 Prozent gestiegen. Ein ähnlich starkes Wachstum weist unter den wichtigen Industriestaaten nur das weit grossflächigere Einwanderungsland USA mit 29 Prozent auf. In Deutschland hingegen betrug das Plus bloss 3,5 Prozent, und in Japan wuchs die Bevölkerung gerade einmal um 0,6 Prozent.

David Marmet, der Chefökonom der Zürcher Kantonalbank (ZKB), hat diese Zahlen zusammengetragen. Und er hat das Wirtschaftswachstum in Relation zur Bevölkerungszunahme gestellt. Dabei zeigt sich, dass die Schweiz im Ländervergleich plötzlich nicht mehr besonders gut dasteht. So nahm in den letzten drei Jahrzehnten das BIP pro Kopf in der Schweiz nur um 29 Prozent zu. Das ist deutlich weniger als in den USA mit 55 Prozent oder in Deutschland mit 36 Prozent. Und gegenüber Japan (20 Prozent), das seit 30 Jahren mit dem Ruf kämpft, ökonomisch kaum vom Fleck zu kommen, fällt der Unterschied irritierend klein aus.

«Konkret heisst das, dass sich der Lebensstandard in der Schweiz vergleichsweise schwach entwickelt hat», sagt Marmet. Auf dem Papier steige zwar das BIP, der Wohlstand nehme aber kaum zu. Die Wirtschaft sei in den letzten Jahrzehnten denn auch vor allem «extensiv» gewachsen, was eine Schattenseite der heimischen Wirtschaft sei. Denn «in seiner Reinkultur bedeutet ein extensives Wachstum, dass die BIP-Zunahme lediglich dem Bevölkerungswachstum entspricht und das Produktivitätswachstum folglich stagniert». Anders formuliert: Der Output steigt vor allem deshalb, weil auch der Input steigt.

Produktivität steigt kaum

Erstrebenswerter als ein «extensives» oder inputgetriebenes Wachstum wäre ein «intensives» Wachstum. Gemeint ist damit ein Wachstum, das auf höherer Produktivität und einem effizienteren Einsatz bestehender Produktionsfaktoren basiert. Ein solches Wachstum wäre nicht nur kosteneffizienter, sondern auch ökologisch nachhaltiger. So geht ein anhaltend hohes Bevölkerungswachstum zwangsläufig mit grösserem Energiebedarf, steigenden CO₂-Emissionen, einer stärkeren Inanspruchnahme des (nicht vermehrbaren) Bodens und einer höheren Belastung der öffentlichen Infrastruktur einher. Doch mit «intensivem» Wachstum kann die Schweiz nicht glänzen. Allzu träge entwickelt sich die heimische Produktivität. Stefan Legge, Makroökonom und Dozent an der Universität St. Gallen (HSG), hat dies für die Zeit seit den 1990er Jahren untersucht. Er hat hierzu das BIP ins Verhältnis zur Zahl der (vollzeitäquivalenten) Beschäftigten gestellt. Sein Augenmerk gilt also nicht dem BIP pro Kopf, sondern dem BIP pro Vollzeitstelle. Dabei zeigt sich gemäss Legge: «Das Verhältnis zwischen BIP und Vollzeitstellen wächst seit dreissig Jahren immer schwächer, seit fünf Jahren stagniert es sogar.»

Was bedeutet dieses Resultat? Legge sagt: «Die Beschäftigung wächst fröhlich weiter, aber das BIP wächst nicht mehr mit höherem Tempo. Es ist also vorbei mit den Produktivitätsfortschritten.» Die Situation gleiche einem Nullsummenspiel: Für jeden, der in den letzten fünf Jahren produktiver geworden sei, gebe es einen, der durch unproduktive Arbeit den Durchschnitt wieder senkt. Die insgesamt rund 300 000 in der Schweiz zwischen Herbst 2017 und Herbst 2022 neu geschaffenen Vollzeitstellen – viele davon durch Zuwanderung – haben das allgemeine Wohlstandsniveau also kaum erhöht.

«Volkswirtschaftlich entscheidend ist nicht, wie viele Leute eine Arbeitsstelle haben, sondern ob sie mit ihrer Arbeit auch Werte schaffen», sagt Legge. Es sei leicht, fügt er an, bei einer stark steigenden Arbeitsbevölkerung ein wachsendes BIP auszuweisen. «Doch es ist

sinnlos, als Land einer Wirtschaftsstrategie zu folgen, welche die absolute Höhe des BIP zur Referenzgrösse macht.» Notwendig sei, den Blick auf das BIP pro Kopf oder pro Vollzeitstelle auszurichten. «Und bei solcher Optik sieht die Entwicklung in der Schweiz seit längerer Zeit wenig erfreulich aus.»

Die Schweiz im Hintertreffen

Auch die Konjunkturforschungsstelle der ETH (KOF) kommt in einer im Vorjahr erstellten Analyse zum gleichen Schluss: So habe sich das Schweizer Wirtschaftswachstum in jüngerer Vergangenheit «hin zur extensiven Art verschoben», was ressourcenökonomisch problematisch sei. Das Wachstum werde also massgeblich durch einen Mehreinsatz von Produktionsfaktoren und Material angetrieben, nicht aber durch eine Verbesserung der Produktionsverfahren. Ähnlich wie Legge stützt sich die KOF dabei nicht primär auf die Zunahme der Gesamtbevölkerung, sondern der erwerbstätigen Bevölkerung.

Die KOF vergleicht dabei die Schweiz mit der EU und mit den grossen Nachbarstaaten, mit denen die Schweiz naturgemäss viele kulturelle und sozioökonomische Gemeinsamkeiten teilt. Zudem werden die letzten drei Jahrzehnte in zwei Perioden unterteilt: erstens die Zeit zwischen 1990 und 2008 (das letzte Jahr vor der grossen Rezession von 2009) und zweitens die Phase von 2010 bis 2019 (das letzte Jahr vor der Corona-Rezession). Dabei zeigt sich, dass in der Schweiz die Erwerbsbevölkerung vor allem in der zweiten Periode aussergewöhnlich stark zugelegt hat.

Blickt man nun auf den Beitrag der einzelnen Arbeitskraft zur Wirtschaftsleistung, also auf das BIP pro Erwerbsperson, fällt der Vergleich laut KOF ernüchternd aus. So ist die Schweiz vor allem seit 2010 gegenüber den meisten Nachbarn ins Hintertreffen geraten; nur das Sorgenkind Italien wächst